

Formenanalyse bei Marx und ihr Verhältnis zur Systemwissenschaft

Werner Loh

Freie Universität Berlin

Analysis of forms by Marx and its relation to systems research

Abstract: MARX's analysis of forms and modern systems research have in common the problem of form. MARX analyzed forms by functionally relating elements to each other on different levels. Contrary to modern systems theories and Marxism-Leninism elements are for MARX forms themselves and not non-formal elementary qualities. The analysis of forms, therefore, is able to characterize its objects only relationally-functionally. On the other hand modern systems theories integrate concepts like 'action' or 'goal' in an elementaristic manner. The analysis of forms must be controlled by systematic concretization and totalization adequate to the problem. The formal concepts of systems research are often interpreted as logical-mathematical. Logic and mathematics are usually understood as non-empirical. Empirical analysis of forms is in need of an empirical logic and mathematics.

Inhalt: Die Formenanalyse von MARX und gegenwärtige Systemwissenschaften haben das Formproblem gemeinsam. MARX untersuchte Formen, indem er Elemente auf verschiedenen Ebenen funktional aufeinander bezog. Im Unterschied zu gegenwärtigen Systemtheorien und dem Marxismus-Leninismus sind bei MARX die Elemente selbst Formen und nicht aformale elementare Qualitäten. Formenanalytische Theorien können daher Objekte nur relational-funktional charakterisieren. Gegenwärtige Systemtheorien hingegen integrieren Begriffe wie 'Handlung' oder auch 'Ziel' elementaristisch. Formenanalyse bedarf der Kontrolle durch systematisches Konkretisieren und problemadäquates Totalisieren. Die formalen Konzepte der Systemwissenschaften werden zumeist in die Nähe von Mathematik und Logik gerückt, die gegenwärtig gewöhnlich als nicht-empirisch eingeschätzt werden. Empirische Formenanalyse setzt empirische Logik und Mathematik voraus.

Problemstellung

Es gibt gegenwärtig verschiedene Spielarten von Systemtheorien. Drei Richtungen seien benannt: kybernetische (KLAUS/LIEBSCHER 1974), funktional-strukturelle (LUHMANN 1970) und General System Theory (BERTALANFFY 1973). Allen diesen Richtungen ist ein formaler Ansatz gemeinsam. Formbegriffe wie 'System', 'Struktur', 'Funktion', 'Identität', 'Umwelt', 'Eingang', 'offenes System', 'Rückkopplung' usw. spielen eine wichtige Rolle.

Sucht man nach vergleichbaren Ansätzen, die ebenso abstrakt und formal mit der Welterfassung beginnen, dann fällt die Verwandtschaft zu metaphysisch-ontologischen Versuchen auf, die jedoch ein a priori apodiktisches Fundament suchen, wohingegen heutige systemtheoretische Ansätze zumeist im Formalen pluralistisch sind und sachlich sich empirischer Wissenschaft verpflichtet fühlen.

Da Systemtheorien so abstrakt ansetzen, stehen sie immer in Konkurrenz vergleichbar abstrakt beginnender Erkenntnisunternehmungen. Eine der Hauptströmungen gegenwärtigen Geisteslebens der Erde, der Marxismus-Leninismus, versucht Systemwissenschaften zu integrieren. Kon-

kurrenz lehnt der Marxismus-Leninismus ab; dieser sei die umfassende Philosophie, insbesondere auf sozialwissenschaftlichem Gebiet (KLAUS/LIEBSCHER 1973). „Allerdings kann die Philosophie viel von der Kybernetik lernen, ja die Kybernetik leistet auch gewissermaßen Vorarbeiten für die philosophische Abstraktion. Sie bereitet ein reichhaltiges Material aus den verschiedensten Wissenschaften so weit auf, daß die philosophische Abstraktion dieses Materials wesentlich erleichtert wird“ (KLAUS 1965: 48).

Die marxistisch-leninistische Integration der Systemwissenschaft(en), besonders der Kybernetik, leidet unter einer grundlegenden Ambivalenz, ja, einem Dilemma; das werde ich am Schluß dieser Arbeit erläutern. Das Problem läßt sich vorläufig wie folgt formulieren: Einerseits erkennt man, daß die Analysen von MARX systemwissenschaftlichen Charakter haben (AFANASJEW 1969; STIEHLER 1971), andererseits will man das Eigentümliche des Marxismus-Leninismus hervorheben, um nicht relativiert zu werden. Hierbei benutzt man nun die Behauptung, Systemtheorien seien zu abstrakt und formal, um das spezifisch Gesellschaftliche, Historische, zu erfassen. In einer Polemik gegen STACHOWIAK (1969) findet man etwa folgenden Satz: „Denken wird enthistorisiert und

entsubstanzielliert, zur bloßen Form degradiert“ (DOMIN u. a. 1973, 1974). Form wird historischem Inhalt gegenübergestellt. Nun treibt aber MARX Formenanalyse im universalen Sinn! Wie läßt sich das vereinbaren?

Trotz strukturalistischer Deutungsversuche (ALTHUSSER/BALIBAR 1972) und analytischer Studien (ROSENTAL 1969; ZELENY 1968) habe ich eine Thematisierung dieses Problems nicht gefunden. Ich vermute, daß eine solche Analyse auch erst dann zu erwarten ist, wenn die Grundlagenkrise der Mathematik (und damit auch der Logik) kritisch verarbeitet worden ist (s. u.).

Das Problem der Arbeit liegt also darin herauszufinden, was Formenanalyse bei MARX bedeuten mag und wie diese im Verhältnis zu gegenwärtigen Gestalten der Systemwissenschaft(en) einzuschätzen ist. Ist MARX Systemtheoretiker? Kann Systemwissenschaft von MARX lernen? Um für solche Fragen Hypothesen als Antworten zu bekommen, ist es notwendig, auf die Theoriearbeit von MARX zu reflektieren. Eine solche Analyse gibt nicht Auskunft, ob die Theorie empirisch brauchbar ist.

Zum Problem der Verwendungsweise des Wortes „Form“ bei Marx

MARX betreibt Formenanalyse. Leider nimmt er zu dieser Problemlage in den veröffentlichten Schriften nicht ausführlich Stellung – soweit ich bisher erkennen kann. Der m. E. grundlegendste Satz zum Formproblem ist im ersten Band des ‚Kapital‘ zu finden: „Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren, wie die Natur selbst, d. h. nur die Formen der Stoffe ändern“ (23: 57). Ich hoffe in dieser Arbeit zeigen zu können, welche grundsätzliche Bedeutung diesem Satz beizumessen ist.

Doch zunächst ist erst einmal sprachanalytisch vorzugehen. Wie verwendet MARX das Wort „Form“? Da ich nicht alle zugänglichen Schriften allein wegen dieser Frage untersuchen will und kann – das müßte computertechnisch bewältigt werden –, müssen alle folgenden Untersuchungen in bezug zu dem Gesamtschrifttum, das ja erst teilweise veröffentlicht worden ist, als unvollständig belegte Hypothesen genommen werden.

Vermutlich allen wichtigen Worten ist bei MARX der Ausdruck „Form“ anhängbar. Ich werde hierfür eigens keine Zitate anhäufen, denn die meisten Zitate dieser Arbeit werden das belegen. Folgende Worte sollen daher nur hinweisen. Ich schreibe aus meinen Notizen ab: Staatsform, Gesellschaftsform, Eigentumsform, Prozeßform, Produktionsform, Lebensform, Vorratsform, Distributionsform, Naturform, Erscheinungsform, Formwandlung, Formwechsel, normale Form, Übergangsform, konkrete Form, Existenzform, Formbestimmtheit, Geldform, Doppelform, Wertform, Naturalform, Körperform, gegenständliche Form, asiatische Form, demokratische Form, Formation, Entwicklungsform, Bewußtseinsform, Preisform, ideologische Form, Form der Gleichheit usw.

Form scheint etwas zu sein, das verschiedenste Bereiche durchdringt. Doch dieser Schein könnte trügen. Es mag ja sein, daß ‚Form‘ ein Reflexionsverhältnis in der Theorie meint. Form würde dann nicht in den verschiedensten Bereichen sein, sondern ein Begriffsverhältnis bedeuten. Man bedenke folgende Beispiele: „Dies Rechtsverhältnis, dessen Form der Vertrag ist“ (23: 99). „Die Form der Arbeit vieler, die in demselben Produktionsprozeß oder in verschiedenen, aber zusammenhängenden Produktionsprozessen planmäßig neben- und miteinander arbeiten, heißt Kooperation“ (23: 344). „Und nun nehme man den Profit. Diese bestimmte Form des Mehrwerts“ (25: 889). „Die stofflichen Existenzformen des konstanten Kapitals, die Produktionsmittel“ (24: 143). „Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses“ (13: 9). „Die Entwicklung der Wissenschaft allein – i. e. der solidesten Form des Reichtums“ (Grundrisse: 439). Usw.

In diesen Beispielen fungiert ‚Form‘ als Konkretionsbeziehung. Form (Rechtsverhältnisse): Vertrag; Form (Arbeit): Kooperation; Form (Mehrwert): Profit; Form (gesellschaftlicher Produktionsprozesse): bürgerliche Produktionsverhältnisse; Form (Reichtum): Wissenschaft. Man könnte statt „X ist Form von Y“ auch sagen: „X ist eine Art von Y“ oder „X ist eine Weise von Y“. So findet sich zuweilen denn auch statt „Form“ der Ausdruck „Weise“, etwa wenn von der Schneiderei und Weberei als Arbeitsweisen

(23: 58) oder als nützlichen Formen von Arbeiten (23: 59) zu lesen ist.

Sofern „Form“ als Konkretions- oder Subsumtionsausdruck zu interpretieren ist, wäre das als Konsequenz von MARX' Behauptung anzusehen, daß der richtige Weg wissenschaftlicher Theorieproduktion im Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten liege: „Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken erscheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und Vorstellung ist. Im ersten Weg wurde die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Weg des Denkens. Hegel geriet daher auf die Illusion, das Reale als Resultat des sich in sich zusammenfassenden, in sich vertiefenden, und aus sich selbst bewegenden Denkens zu fassen, während die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren. Keineswegs aber der Entstehungsprozeß des Konkreten selbst“ (Grundrisse: 21/22).

Wenn also das geistig Konkrete Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, dann könnte „Form“ genau diese Zusammenfassung beim Konkretisieren meinen. Es läge damit nicht bloß Subsumtion vor, die vorgegebene Begriffe einordnet, sondern Konkretion wäre ein spezifisches Formen der Bestimmungen in bezug zur abstrakten Vorgabe. Es liegt nun nahe, nicht allein HEGEL zu assoziieren, sondern auch KANT, dem Erkennen ein Formen der Bestimmungen war, ein subjektives Vermögen. Die abstraktesten Formbegriffe, welche Gegenstandserkenntnis allererst ermöglichen, nannte er Kategorien (KANT 1956: 143; § 20). Ich hoffe mit dieser Gedankenentwicklung das Subjektivierungsproblem verdeutlicht zu haben; es kehrt bei den Grundlagenproblemen der Mathematik wieder. Ist „Form“ ein Ausdruck für einen Reflexionsbegriff zur Theoriearbeit, oder ist „Form“ ein Wort für empirische Sachverhalte zu Theorien oder beides?

Wenn „Form“ kein bloßer Reflexionsausdruck

zu Theorien ist, dann ist nicht allein zu untersuchen, was etwas zur Form macht, sondern auch, warum MARX gerne reale, konkrete Form auf abstrakter bestimmte Sachverhalte bezieht (schon hierbei wird deutlich, daß Form nicht (historischem) Inhalt gegenüber gestellt werden kann).

Bevor ich auf die sachbezogene Deutung von „Form“ näher eingehe, will ich kurz eine ähnliche Ambivalenz, ob ein Ausdruck ‚subjektiv‘ oder auch ‚objektiv‘ gemeint sei, an einem Beispiel erläutern.

MARX benutzt häufig das Wort „Bestimmen“. Zunächst einige Beispiele für die ‚subjektive‘ Bedeutung: In den Grundrissen ist von „Bestimmungen, die in flachen Tautologien breitgeschlagen werden“ (8), die Sprache. Oder: „Mittel- und Übergangstufen vertuschen auch hier (. . .) überall die Grenzbestimmungen“ (25: 892). „Bevor wir nun auf einige nähere Bestimmungen der Akkumulation oder der Rückverwandlung von Mehrwert eingehen, ist eine von der klassischen Ökonomie ausgeheckte Zweideutigkeit zu beseitigen“ (23: 614). ‚Objektive‘ Bedeutung ist in folgenden Zitaten zu finden: „Es greifen noch andre, der Zirkulation entspringende Momente in den unmittelbaren Produktionsprozeß bestimmend ein“ (25: 53/54). Oder: „Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion wird die Stufenleiter der Produktion in stets geringerem Grad durch die unmittelbare Nachfrage nach dem Produkt bestimmt“ (24: 145). „Die Pointe liegt vielmehr darin, daß das Privatinteresse selbst schon ein gesellschaftlich bestimmtes Interesse ist“ (Grundrisse: 74). Oft ist aber gar nicht zu erkennen, ob ‚subjektive‘ oder ‚objektive‘ Bedeutung vorliegt: „Die Produktivkraft der Arbeit ist durch mannigfache Umstände bestimmt“ (23: 54). Die Ambivalenz wird zur Vieldeutigkeit, wenn im ‚Objektiven‘ ‚Subjektives‘ mit zu denken ist: „Die Wertform hat also nicht nur Wert überhaupt, sondern quantitativ bestimmten Wert oder Wertgröße auszudrücken“ (23: 67). Die hier möglichen Referenzen müssen auseinandergehalten werden, weil man sonst leicht MARX ‚subjektive‘, also theoretische Widersprüche unterstellen kann, obwohl sie ‚objektiv‘ sein mögen.

Dieser kleine Exkurs macht also deutlich, daß ‚subjektiver‘ und ‚objektiver‘ Sprachgebrauch

bei MARX nicht immer eindeutig sein muß. Solche fehlende Eindeutigkeit kann Ausdruck eines Problems sein. Vielleicht erscheinen bestimmte Begriffe für reflektierendes menschliches Bewußtsein zunächst allein ‚subjektiv‘ bezogen, obwohl sie auch ‚objektiv‘ verwendet werden können; es mag sein, daß dies besonders auf Formbegriffe zutrifft. Die folgenden Analysen sollen zeigen, daß MARX das Wort „Form“ im ‚objektiven‘ Sinn gebraucht.

Funktionsanalyse

Wenn Natur Formen ändert (23: 57), dann müssen Formen auch natürlich sein. MARX unterscheidet deutlich das Theoretische als geistig Konkretes vom Realkonkreten (s. o.). Wie werden aber reale Formen bei MARX erfaßt oder begrifflich bestimmt? Ware ist für MARX eine Elementarform kapitalistischen Reichtums (23: 49). Ich wähle als erstes Beispiel für die Untersuchung, was reale Formenanalyse sein mag, daher Bestimmungen der Ware, die MARX gibt, strebe allerdings hierbei keine Vollständigkeit an. Mir geht es nur darum, wie er Formen bestimmt.

Die Ware als Elementarform ist zunächst ein Ding: „Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt“ (23: 49). Daß ein Ding durch seine Eigenschaften Bedürfnisse befriedigt, macht es zum Gebrauchswert: „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert“ (23: 50). Ein Ding ist nicht für sich ein Gebrauchswert; ein Ding ist kein Gebrauchswert. Erst als nützliches, Bedürfnisse befriedigendes Ding ist es Gebrauchswert; ebenso wie ein Stock erst je nach Verwendung zur Waffe, zum Brennmaterial oder Spazierstock wird. Der Begriff ‚Gebrauchswert‘ läßt also ein Ding mit ‚Seitenblick‘ auf seinen Nutzen meinen. Dieser ‚Seitenblick‘ ist konstitutiv für diesen Begriff.

Doch eine solche Bezüglichkeit prägt den Begriff ‚Gebrauchswert‘ nicht allein. Nicht überhaupt Dinge, sondern spezifische Dinge sind nützlich. Auch sind sie nicht abstrakt nützlich, sondern befriedigen spezifische Bedürfnisse: „Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der

Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne denselben“ (23: 50). Der Begriff ‚Gebrauchswert‘ besteht also nicht allein aus einer Verhältnisangabe, dem ‚Seitenblick‘ oder der Bezüglichkeit, sondern das, was bezogen gedacht wird, wird jeweils inhaltlich bestimmt.

Es liegen beim Gebrauchswert mindestens zwei Glieder vor: ein Ding und ein Bedürfnis. Weiterhin sind diese Glieder aufeinander bezogen (Nutzen). Von diesen drei Bestandteilen wird ein Moment, das Ding, herausgehoben. Ich möchte Begriffe, die Etwase (Glieder) aufeinander bezogen denken lassen und diese Etwase auch noch alle oder teilweise charakterisierend bestimmen, „*Funktionsbegriffe*“ nennen. Objekte der Funktionsbegriffe sind *Funktionen*. Der Funktionsbegriff kann entweder Glieder oder die Gesamtheit meinen lassen. ‚Gebrauchswert‘ ist ein *gliedbezogener* Funktionsbegriff.

Wie sieht ein Sachverhalt aus, der nicht gliedbezogen, sondern als *Funktionsgesamtheit* intendiert wird? Der Arbeitsprozeß ist eine solche Gesamtheit: „Die einfachen Momente des Arbeitsprozesses sind die zweckmäßige Tätigkeit oder die Arbeit selbst, ihr Gegenstand und ihr Mittel“ (23: 193). Der Arbeitsprozeß besteht also aus den Momenten oder Gliedern: zweckmäßige Tätigkeit, Gegenstand und Mittel. Doch diese Momente sind nicht der Arbeitsprozeß, sondern nur Momente. Der Prozeß selbst muß charakterisiert werden, was MARX auch zuvor tut: „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert“ (23: 192). MARX beschreibt nach diesem Zitat den Arbeitsprozeß noch eingehend als einen auch spezifisch geistigen Prozeß und kommt dann zu der oben zitierten Zusammenfassung der Momente. Der Arbeitsprozeß besteht also aus Momenten, die in einem spezifischen – heute würde man sagen: kybernetischen – Zusammenhang stehen: „Im Arbeitsprozeß bewirkt also die Tätigkeit des Menschen durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes. Der Prozeß erlischt im Produkt“ (23: 195). Die Soll-Ist-Differenz ist also gleich Null). ‚Arbeitsprozeß‘ ist ein Funktionsbegriff, der eine Gesamtheit meinen läßt, einen spezifischen

Prozeßzusammenhang mit spezifischen Gliedern.

Je nach Funktion wird dasselbe Etwas ein anderes Ding, etwa der Gebrauchswert – selbst schon Funktionsglied – wird zu Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt: „Ob ein Gebrauchswert als Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt erscheint, hängt ganz und gar ab von seiner bestimmten Funktion im Arbeitsprozeß, von der Stelle, die er in ihm einnimmt, und mit dem Wechsel dieser Stelle wechseln jene Bestimmungen“ (23: 197). MARX verwendet – wie dieses Zitat u. a. belegt – das Wort „Funktion“ im oben angegebenen Sinn. Arbeit selbst ist eine besondere Funktion (etwa: 23: 511 u. 616).

Zwei weitere Beispiele noch sollen als Beleg genügen: „Die spezifische Warenart nun, mit deren Naturalform die Äquivalentform gesellschaftlich verwächst, wird zur Geldware oder funktioniert als Geld“ (23: 83). Oder: „Jede Einführung besserer Methoden usw. wirkt hier also fast gleichzeitig auf Zuschußkapital und bereits in Funktion begriffenes Kapital“ (23: 632). Usw.

Man kann also Gliedfunktionen (z. B. Gebrauchswert) von Gesamtfunktionen (z. B. Arbeitsprozeß) unterscheiden. Diese werden durch Funktionsbegriffe bestimmt. Funktionen können sich untereinander verflechten; dementsprechend kompliziert werden die Funktionsbegriffe. In einem solchen Funktionsgeflecht steht nach MARX die Ware. Ware ist ein Ding, aber ein nützliches; und als nützliches ist das Ding Gebrauchswert. Diesen Gebrauchswert untersucht nun MARX innerhalb eines komplizierten Funktionsgeflechtes. Dieses Funktionsgeflecht wird spezifiziert (Kapitalismus) und aus diesem Geflecht werden einzelne Funktionen herausanalysiert, um das spezielle Funktionsgeflecht zu erhalten, welches ein Ding als Gebrauchswert zur Ware macht, zu Geld und schließlich zu Kapital.

„Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des Tauschwertes“ (23: 50). Hiermit findet man also das Ding in einer weiteren Funktion wieder. Das Ding als Gebrauchswert

wird Moment, Bestandteil oder Glied eines Tauschprozesses. Dieser Tauschprozeß, diese komplizierte Interaktionsstruktur wird von MARX erst an späterer Stelle kurz skizziert (23: 99ff.). MARX kommt es hier auf dasjenige Verhältnis am Tausch an, das die Tauschproportionen bedingt. Das, was diese Proportionen bedingt, vermutet er hier nicht in der Interaktionsstruktur des Tausches, noch in der Bedürfnisstruktur zum Gebrauchswert, sondern im Arbeitsprozeß (23: 51/52).

Das Ding als Ware ist somit Gebrauchswert, Träger von Tauschwert und Arbeitsprodukt. Und als Arbeitsprodukt in bezug zur durchschnittlichen oder gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit hat der Gebrauchswert Wert. Dieser Wert bestimmt nun den Tauschwert; das jedoch nur innerhalb der bis dahin analysierten Funktionen. Je mehr Funktionen Berücksichtigung finden, um so komplizierter wird die Vermittlung zwischen Wert und Tauschproportionen (25: 118/162/186ff.). „Der Vulgäroökonom hat nicht die geringste Ahnung davon, daß die wirklichen, täglichen Austauschverhältnisse und die Wertgrößen nicht unmittelbar identisch sein können“ (32: 553).

Wenn man durchschnittliche Arbeitszeit betrachtet, abstrahiert man von den spezifischen Formen der Arbeit: „Der Wert der Ware aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Veräußerung menschlicher Arbeit überhaupt“ (23: 59). Es kommt nicht auf spezifische, konkrete Arbeit an. MARX argumentiert, da im Tausch Waren durcheinander ersetzbar und verschieden sind, kann das Gemeinsame, der Tauschwert, nicht an ihnen liegen, an ihren Eigenschaften, die sie zu Gebrauchswerten machen, sondern muß an etwas Drittem liegen (23: 51). Da man von den Eigenschaften des Gebrauchswertes abstrahieren muß, ist auf demselben Abstraktionsniveau das Dritte zu suchen: „Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten. Jedoch ist uns auch das Arbeitsprodukt bereits in der Hand verwandelt. Abstrahieren wir von seinem Gebrauchswert, so abstrahieren wir auch von den körperlichen Bestandteilen und Formen, die es zum Gebrauchswert machen. (. . .). Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten,

es verschwinden also auch die verschiedenen konkreten Formen dieser Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit“ (23: 52).

MARX stellt also Dinge nicht nur in verschiedenen Funktionen dar, sondern siedelt diese Funktionen auch auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus an. Konkrete Arbeit wird auf Gebrauchswerte bei Dingen als Waren bezogen (konkrete Funktion) und abstrakte Arbeit auf Werte der Arbeit (abstrakte Funktion). Genauer: Dinge sind im Tausch durch Bezug auf abstrakte Arbeit Werte, sofern sie auch Gebrauchswerte sind.

Mit diesen Überlegungen möchte ich die Analyse der Funktionsangaben zur Ware bei MARX vorläufig beenden. Mir kam es nicht darauf an, die Richtigkeit der Theorie zu erörtern, vielmehr sollte deutlich werden, daß die Formenanalyse der Ware darin besteht, daß innerhalb eines globalen Funktionsgeflechtes (Kapitalismus) einzelne Funktionen herausanalysiert werden, im Laufe des Gedankenganges immer wieder neue berücksichtigt werden, so daß sich die Bedeutungen fortwährend entwickeln. In diesem Sinne ist das Wort „zunächst“ zu interpretieren: „Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding“ (23: 49); oder: „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur“ (23: 192).

Formenanalyse scheint somit zunächst komplizierte Funktionsanalyse zu sein. „Form“ wäre demnach durch „Funktion“ ersetzbar: „Waren kommen zur Welt in der Form von Gebrauchswerten oder Warenkörpern, als Eisen, Leinwand, Weizen usw. Es ist dies ihre hausbackene Naturalform. Sie sind jedoch nur Waren, weil Doppelpertes, Gebrauchsgegenstände und zugleich Wertträger. Sie erscheinen daher nur als Waren oder besitzen nur die Form von Waren, sofern sie Doppelform besitzen, Naturalform und Wertform“ (23: 62).

Superfunktionen

Ist bei MARX Formenanalyse Funktionsanalyse? Gibt es vielleicht verschiedene Arten von Funktionsanalysen? Die oben analysierten Funktionen standen in Beziehung zu einem Ding: Be-

dürfnis machte das Ding zum Gebrauchswert, Tausch zum Tauschwertträger, durchschnittliche Arbeit zum Wert und konkrete Arbeit zum Arbeitsprodukt. Funktionen sind hier nicht selbst Glieder. Wie steht es also um eine Funktionsanalyse, die nicht allein Verflechtungen analysiert, sondern auch *Superfunktionen* (das sind Funktionen, die die Funktionen als Glieder besitzen)? Zur Beantwortung dieser Frage werde ich einige Funktionen der Produktion untersuchen, die MARX angibt.

Ich beginne zunächst – und knüpfe damit an die oben gegebenen Bestimmungen zum Arbeitsprozeß an – mit der Arbeit. Arbeit ist „Verausgabung menschlicher Arbeitskraft“ (23: 61). Nützliche Arbeit ist eine „von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen“ (23: 57). Doch die Aneignung der Natur durch den Menschen ist historisch, also gesellschaftlich. Die von Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung verwirklicht sich in solchen Formen: „Produktion ist Aneignung der Natur von seiten des Individuums innerhalb und vermittelt einer bestimmten Gesellschaftsform“ (Grundrisse: 9). Produktion als gesellschaftlicher Arbeitsprozeß ist wie dieser untergliedert. „Bedingungen für die Verwirklichung“ der „Arbeit“ sind „Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, Maschinerie und Rohstoff“ (im Kapitalismus) (25: 51). „Betrachtet man den ganzen Prozeß vom Standpunkt seines Resultats, des Produkts, so erscheinen beide, Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, als Produktionsmittel“ (23: 196). („Produktionsmittel, d. h. in Rohmaterial, Hilfsstoffe und Arbeitsmittel“ 23: 223). Arbeit ist Bestandteil oder Moment des Produktionsprozesses. Arbeit, selbst ein komplizierter Funktionskreis (23: 192/193), ist eingegliedert in einen umfassenderen Funktionskreis, den Produktionsprozeß. Es liegt hiermit eine Superfunktion vor, deren eines Glied die Funktion Arbeit ist.

Diejenigen Bedingungen, welche die Produktivität des Arbeits- und somit auch Produktionsprozesses beeinflussen, nennt MARX „Produktivkräfte“: „Die Produktivkraft der Arbeit ist durch mannigfache Umstände bestimmt, unter anderen durch den Durchschnittsgrad des Geschickes der Arbeiter, die Entwicklungsstufe der Wissenschaft und ihrer technologischen Anwendbarkeit, die gesellschaftliche Kombination

des Produktionsprozesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Produktionsmittel, und durch Naturverhältnisse“ (23: 54). An der Superfunktion Produktion sind also als Glieder selbst wieder Superfunktionen beteiligt, etwa die gesellschaftliche Kombination des Produktionsprozesses und die Wissenschaft. Eine Form der gesellschaftlichen Kombination des Produktionsprozesses ist die Kooperation: „Die Form der Arbeit vieler, die in demselben Produktionsprozeß oder in verschiedenen, aber zusammenhängenden Produktionsprozessen planmäßig neben und miteinander arbeiten, heißt Kooperation“ (23: 344). Die Superfunktion Kooperation ist Bestandteil der Produktion. Die Analyse eröffnet einen Formenkomplex aus Superfunktionen.

Für die gesellschaftliche Produktion bestehen soziale Zuständigkeiten. Diese Zuständigkeiten spiegeln sich in den Eigentumsverhältnissen wider: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen“ (13: 9). Die Produktionsverhältnisse zu den Produktivkräften prägen nach MARX die gesamte Gesellschaftsstruktur. Dementsprechend kann man historische Typen von Gesellschaftsstrukturen nach verschiedenen ökonomischen Epochen einteilen: „Welches immer die gesellschaftlichen Formen der Produktion, Arbeiter und Produktionsmittel bleiben stets ihre Faktoren. Aber die einen und die andern sind dies nur der Möglichkeit nach im Zustand ihrer Trennung voneinander. Damit überhaupt produziert werde, müssen sie sich verbinden. Die besondere Art und Weise, worin diese Verbindung bewerkstelligt wird, unterscheidet die verschiedenen ökonomischen Epochen der Gesellschaftsstruktur“ (24: 42).

MARX hebt also zunächst aus der komplizierten Supersuperfunktion des ökonomischen Systems von ihm für wesentlich erachtete Funktionen hervor: Arbeiter und Produktionsmittel. Die Art der Kombination, der Verbindung, ergibt die gesellschaftliche Form. Funktionen können also nicht allein iterierte Superfunktionen sein, sondern sich auch dadurch unterscheiden, daß die Glieder auf verschiedene Weise kombiniert werden, wodurch sich verschiedene Funktionen

oder Formen ergeben. Oben wurde schon erörtert, daß ein Ding, je nach Stellung in einer Funktion, zu einem anderen wird. Ein Gebrauchswert kann „Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt sein“ (23: 197). Hier liegt nun der Fall umgekehrt: nicht die Stellungen innerhalb einer gegebenen Funktion werden durchkombiniert, sondern zu gegebenen potentiellen Gliedern, den Faktoren, werden verschiedene Verbindungen kombiniert. Man kann also eine *Glieder-* von einer *Funktionenkombination* unterscheiden. Neue Epochen entstehen durch Formenwandlungen oder Umkombinationen der Funktionen zu den Produktionsfaktoren, wie sie etwa in dem Wandel der Eigentumsverhältnisse zum Ausdruck kommen.

Form und Entwicklung

Die bisher angegebenen begrifflichen Möglichkeiten theoretischer Analyse sind heutigen Systemtheoretikern geläufig (SCHMID 1974). Superfunktionen werden hier als Systeme aus Systemen begriffen, die Systemhierarchien bilden (STACHOWIAK 1973: 83ff), oder Systeme werden umgekehrt in ihren Teil- oder Untersystemen und deren Beziehungen zueinander untersucht (PARSONS 1975: 14ff). Die Fragen sind also zu wiederholen: Ist MARX Systemtheoretiker? Ist seine Formenanalyse Funktionsanalyse im heutigen systemtheoretisch möglichen Sinn? Unterscheidet sich MARX in der Art des Theoretisierens oder im Programm seines Theoretisierens nicht vom systemwissenschaftlichen Theoretisieren? Liegt also der Unterschied allein am sachlichen Gehalt der Theorie und im unterschiedlichen Praxisbezug?

Eine direkte Antwort ist bei MARX nicht allein deswegen nicht zu finden, weil es die gegenwärtigen Systemtheorien zu seiner Zeit nicht gab, sondern auch deswegen, weil er diese Problemenebene in seinen bisher veröffentlichten Schriften nicht eigens thematisiert hat – soweit ich das überblicke. Ich vermute dennoch, daß sich eine Antwort als Hypothese konstruieren läßt.

Ich knüpfe an den Satz an: „Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren, wie die Natur selbst, d. h. nur die Formen der Stoffe ändern“ (23: 57). Nimmt man den Satz in seiner universellen Aussage ernst – und die Verwen-

dung des Wortes „Form“ legt dies nahe –, dann bedeutet er, so vermute ich, daß alle Entwicklungen in Natur und Gesellschaft Formungen sind, also Folgen von Glieder- und Funktionskombinationen (s. o.). Das Neue in einer Entwicklung kommt zum Bisherigen nicht einfach hinzu, sondern das Neue konstellierte sich durch Formenentwicklung aus dem bis dahin entwickelten. Entwicklung ist ein Kombinationsprozeß. Diese Auffassung steht im Gegensatz zu vitalistischen (DRIESCH) und hermeneutischen Traditionen, ob sie sich nun kritisch oder orthodox geben (HABERMAS, GADAMER). Diese Auffassungen nehmen an, daß biologische oder auch geschichtliche Entwicklungen nicht sich komplizierende Kombinationen physikalisch-chemischer Prozesse sind. Vielmehr kommen zu solchen Prozessen formende Faktoren (Entelechie) oder ganz neue Bereiche (hermeneutisch oder auch phänomenologisch zu erfahrende Sinnbereiche) hinzu, die keineswegs allein als höhere Formenkombinationen davor liegender Entwicklungsstufen zu begreifen seien.

Hiermit liegen zwei Auffassungen vor, die sich radikal in der Einschätzung von Entwicklungsprozessen unterscheiden. Für die eine ist das Neue Entwicklungsergebnisse aus vorhergehenden Stadien; für die andere ist Entwicklung erst dann echte Entwicklung, wenn das Neue sich nicht aus dem Vorhergehenden konstellieren kann, denn dann ist das Neue eigentlich gar nicht neu. – Umgekehrt: wenn das Neue nicht aus dem Vorhergehenden sich kombiniert, dann ist es ja keine Folge von Entwicklung, sondern etwas, das dazukommt.

Ich will hier kurz auf die Differenz von Geschichte und Evolution reflektieren (– wo man die Grunddifferenz zwischen Entwicklungsarten ansiedelt, ist für den Gedankengang gleichgültig; man könnte auch die Differenz Chemoevolution/biologische Evolution diskutieren). Eine durchgehende Formenanalyse muß Geschichte als Folge evolutionärer Entwicklungen begreifen lassen. Umgekehrt wird die Differenz Evolution/Geschichte so radikal eingeschätzt, daß ein gänzlich anderer Faktor, der nicht zurückführbar sei, zur Evolution hinzugedacht werden muß.

Für MARX ergibt sich kein derartiger absoluter Sprung, nur ein formal-qualitativer. Die Differenz Mensch/Tier begreift MARX wie folgt: „Die

Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit. Wir haben es hier nicht mit den ersten tierartigen instinktmäßigen Formen der Arbeit zu tun. Dem Zustand, worin der Arbeiter als Verkäufer seiner eignen Arbeitskraft auf dem Warenmarkt auftritt, ist im urzeitlichen Hintergrund der Zustand entrückt, worin die menschliche Arbeit ihre erste instinktartige Form noch nicht abgestreift hatte. Wir unterstellen die Arbeit in einer Form, worin sie dem Menschen ausschließlich angehört. Eine Spinne verrichtet die Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachsellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war“ (23: 192/193).

Der Mensch tritt also „dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber“. Er eignet sich „Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form“ an. Und nun kommt ein entscheidender Satz: „Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur“. Der Mensch verändert Natur und entwickelt sich dadurch selbst, wodurch Natur auf neue Art verändert wird, usw. Hierbei arbeitet er sich aus den instinktartigen Formen heraus. Schließlich kann man Arbeit in einer Form unterstellen, die beim Tier völlig verschieden ist. MARX wiederholt diesen Gedanken an einer späteren Stelle des ‚Kapital‘: „Nur sobald die Menschen sich aus ihren ersten Tierzuständen herausgearbeitet haben, ihre Arbeit

selbst also schon in gewissem Grad vergesellschaftet ist, treten Verhältnisse ein, worin die Mehrarbeit des einen zur Existenzbedingung des andern wird“ (23: 535; das „also“ ist in Frage zu stellen). Und in den ‚Ökonomisch-philosophischen Manuskripten‘ steht kurz und bündig: „Die Geschichte selbst ist ein wirklicher Teil der Naturgeschichte, des Werdens der Natur zum Menschen“ – und MARX folgert daraus für die Wissenschaften konsequent: „Die Naturwissenschaft wird später ebensowohl die Wissenschaft von dem Menschen wie die Wissenschaft von dem Menschen die Naturwissenschaft unter sich subsumieren: es wird eine Wissenschaft sein“ (MEW-Ergänzungsband, erster Teil, S. 544).

Hieraus ist nicht zu folgern, daß Geschichte Evolution ist. Die neue Form des Lebens bei der Regulation des Stoffwechsels, das planvolle Handeln, läßt evolutionäre Entwicklung zur geschichtlichen werden. Und gerade der Kommunismus soll ja nach MARX die Fähigkeit, sozial planvoll zu handeln, optimieren (25: 267/271). Geschichtliche Entwicklung unterscheidet sich von evolutionärer, aber dennoch ist geschichtliche Entwicklung aus der evolutionären durch Formwandel hervorgegangen. MARX nimmt also nicht an, daß ein zusätzlicher Faktor, etwas radikal Neues und Unableitbares, die Differenz Geschichte/Evolution konstituiert.

Bedenkt man die bisherigen Ergebnisse: MARX verwendet das Wort „Form“ universalistisch und treibt Formenanalyse, indem er Funktionsverflechtungen und Funktions- wie Gliedkombinationen untersucht, er vermutet Geschichte als Fortsetzung der Naturentwicklung und erwartet eine Einheitswissenschaft –, dann stützen diese Ergebnisse die Vermutung: daß MARX Entwicklung als Formenkombination begreift. Geschichtliche Entwicklung reicht vom Formenwechsel der Produktion („Maschinerie, die aus einer Kombination einfacher Instrumente besteht“ (23: 362) – „gesellschaftliche Kombination des Produktionsprozesses“ (23: 54)) bis zum Formenwechsel der Formationen.

Formenanalyse

Nimmt man an, daß Entwicklung – im nicht-aristotelischen Sinn – Formenentwicklung ist, wie ist diese dann theoretisch zu erfassen?

Ich kehre zu den Funktionen und Funktionsbegriffen zurück. Funktionen können sich – wie oben erwähnt – dadurch kombinieren, daß sie selbst Glieder umfassenderer Funktionen werden, sich verflechten oder auch die Träger der Glieder wechseln. Das qualitativ Neue entsteht durch Funktionswandel zu den Gliedern. Dieser Funktionswandel kann durch Wandel der Glieder hervorgerufen werden, die selbst Funktionen sein mögen. Funktionswandel als Entwicklung ist nach MARX von der Ebene der Produktivkräfte bis zur gesamtgesellschaftlichen Formationsebene zu beobachten. Ein Beispiel: „Die moderne Industrie betrachtet und behandelt die vorhandene Form eines Produktionsprozesses nie als definitiv. Ihre technische Basis ist daher revolutionär, während die aller früheren Produktionsweisen wesentlich konservativ war. Durch die Maschinerie, chemische Prozesse und andre Methoden wälzt sie beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftlichen Kombinationen des Arbeitsprozesses um“ (23: 510/511).

Wie ist das Neue – etwa das Ideelle (s. o.) – nicht-kombinatorisch zu denken? Das Neue ist dann nicht ‚bloße‘ Umstellung der Verhältnisse, mag sie auch qualitativ sein, sondern das Neue kommt als Nicht-Rückführbares hinzu, das, sofern es in bezug zum Vorhandenen steht, funktionaltheoretisch als neues Element erfaßbar wird. Formenanalytisch muß das Ideelle, das MARX dem Menschen im Unterschied zum Tier zurechnet, durch Kombination des theoretischen Begriffsmaterials erfaßbar werden. Demgegenüber wird eine hermeneutische oder phänomenologische Sinntheorie Sinn als elementare Qualität neu einführen. So entwickelt etwa LUHMANN seine abstrakte Systemtheorie formenanalytisch nur bis zum Niveau, wo das Sinnproblem erscheint (LUHMANN 1971). Sinn wird als elementarer Befund eingeführt, also theoretisch nicht erklärt, nur funktionaltheoretisch interpretiert, d. h. der Sinnbegriff wird als heterogenes Element in die Systemtheorie eingebettet (s. meine Kritik: LOH 1972: 56ff). Wenn aber Sinn eine Formenkombination ist, dann ist eine elementaristische Einführung nicht nur ein Erklärungsmangel, sondern da die spezifischen Funktionen oder Formen, die Etwas zu Sinn machen, nicht systematisch erörtert werden (müssen), können die fehlenden Funktions-

begriffe zu falscher Theorie führen, die geradezu die elementarische Einführung hervorrufen mag, sofern (etwa) Sinn Formkombination ist und nicht vielleicht zurecht als etwas nicht zurückführbar Neues eingeschätzt werden muß.

Ware und besonders Geld sind zum Beispiel nach MARX keine elementar zu konstatierenden Sachverhalte, sondern gesellschaftliche Funktionsgeflechte, die gliedbezogen funktionaltheoretisch begriffen werden. Werden diese (gesellschaftlichen) Funktionen nicht analysiert und begriffen, erscheint das Ding der Ware, der Warenkörper oder die Naturalform als Ware. Das nennt MARX Fetischismus: „Dagegen hat die Warenform und das Wertverhältnis der Arbeitsprodukte, worin sie sich darstellt, mit ihrer physischen Natur und den daraus entpringenden dinglichen Beziehungen absolut nichts zu schaffen. Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt. Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregion der religiösen Welt flüchten. Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabt, untereinander und mit den Menschen in Verhältnis stehende selbständige Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist“ (23: 86/87). MARX kann also die Form selbst als des Rätsels Lösung vermuten: „Woher entspringt also der rätselhafte Charakter des Arbeitsprodukts, sobald es Warenform annimmt? Offenbar aus dieser Form selbst“ (23: 86).

Ein funktionaler Sachverhalt wird also erst dann zweckmäßig analysiert, wenn man versucht, die problemadäquaten Funktionen zu bestimmen. Jede vorzeitige Isolierung führt zu Fehlern (Elementarisierung, Fetischisierung): „Die Ware ist Gebrauchswert oder Gebrauchsgegenstand und „Wert“, sie stellt sich dar als dies Doppelte, was sie ist, sobald ihr Wert eine eigne, von ihrer Naturalform verschiedene Erscheinungsform besitzt, die des Tauschwertes, und sie besitzt diese Form niemals isoliert betrachtet, sondern stets nur im Wert- oder Austauschverhältnis zu einer zweiten, verschiedenartigen Ware“ (23: 74/75).

„Relation“ soll hier eine Beziehung genannt werden, bei der es auf die Qualität, auf das Spezifische der Elemente oder Glieder nicht ankommt. Auch hier kann man glied- und gesamtheitsbezogene Relationen unterscheiden. „Unvollständig“ soll eine gliedbezogene Relation heißen, wenn zwar das Bezugsmitglied oder Bezugsmitglied uncharakterisiert bleibt, also nicht näher spezifiziert oder qualifiziert wird, aber andere Glieder der gliedbezogenen Relation qualifiziert oder spezifiziert werden. (Eine unvollständige Relation ist also eine spezifische Funktion.) Ist nun ‚Wert‘ ein Relationsbegriff?

Zunächst: Verschiedenartiges kann Wert sein. Am Warenkörper liegt es nicht, daß etwas Wert ist, denn auf den Wert kommt man, wie MARX betont, durch Abstraktion vom Gebrauchswert (23: 52). Das Ding als Wertding ist somit (zunächst) nur durch die Beziehung zur abstrakten Arbeit charakterisiert. Nun ist Arbeit ein Spezifikum. Also scheint ‚Wert‘ ein unvollständiger Relationsbegriff zu sein. Doch bei dieser Überlegung blieb unberücksichtigt, daß die Dinge auch gesellschaftliche Arbeitsprodukte sind, die durch Tausch in der von MARX untersuchten Formation vermittelt werden. Wert kann im Kapitalismus nicht durch proportionelle Verteilung der Arbeit bestimmt werden, sondern die Wertfunktion kommt nach MARX nur über den Tausch zum Tragen: „Die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als Privataustausch der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der Tauschwert der Produkte“ (32: 553).

Wert kommt im Tauschwert zum Ausdruck. Der Wert einer Ware ist somit nur über andere Ware vermittelt. Die Wertfunktion kompliziert sich daher in der (einfachen) Wertform: „Der Wert der Leinwand kann also nur relativ ausgedrückt werden, d. h. in anderer Ware. Die relative Wertform der Leinwand unterstellt daher, daß irgendeine andre Ware sich ihr gegenüber in der Äquivalentform befindet“ (23: 63). Die konkrete Ware wird somit nach MARX zum „Wertspiegel“ (23: 67) der nun relativen Wertform. Hier wird der reale ökonomische Grund für den eben erwähnten Fetischcharakter deutlich. Die Wertfunktion wird durch Tausch verdinglicht: „Der Wert der Ware Leinwand wird

daher ausgedrückt im Körper der Ware Rock, der Wert einer Ware im Gebrauchswert der anderen.“ (23: 66). Die relative Wertform führt also ein weiteres qualifiziertes Glied ein, wodurch der relationale Anteil der Wertfunktion verringert wird.

Wenn ‚Wert‘ kein Relationsbegriff ist, könnte es nicht sein, daß andere Bereiche rein relational zu erfassen sind? Ich vermute, daß dies nicht möglich ist; denn alle sozialen Beziehungen haben zur Voraussetzung, daß ihre Glieder lebendige Systeme sind; und als Glieder, die lebendig sind, sind sie allemal charakterisiert. Gibt es überhaupt rein relationale Begriffe? MARX führt seinen (mathematisch-kombinatorischen) Formbegriff in den ‚Mathematischen Manuskripten‘ rein relational ein: „Die Dinge, die in gewisser Ordnung auf verschiedene Arten zusammenzustellen, heißen Elemente, weil es nicht auf ihre Größe und Beschaffenheit, sondern nur auf die Ordnung ankommen soll, in der sie auftreten. Jede Zusammenstellung gewisser Elemente heißt eine Form oder Complexion“ (375). So gut auch dieser Formbegriff in den Argumentationsrahmen dieser Arbeit passen mag, will ich nur auf ihn hinweisen, aber ihn nicht als Argumentationsstütze nutzen, denn dieser Formbegriff wird im Rahmen kombinatorischer Überlegungen zur Mathematik entwickelt. Das Wort „Zusammenstellung“ ist nicht ohne längere Diskussion beliebigen Relationen und schließlich Funktionen zurechenbar. Mit diesem Beispiel wurde jedoch deutlich, was ein Relationsbegriff sein kann. Hierdurch ist Formenanalyse gegenüber rein relationaler einschätzbar.

Formenanalyse kann für soziale Bereiche, ja für alle Bereiche mit Funktionen aus Funktionen (Superfunktionen), nicht rein relationstheoretisch vorgehen. Die bisherigen Überlegungen haben somit immer noch keinen hinreichenden Begriff darüber gebracht, was Formenanalyse – im universellen Sinn, in dem MARX das Wort „Form“ gebraucht – bedeuten mag.

Wenn Entwicklung für die ein Art des Theoretisierens spezifische Formenkombination ist, das Neue also nicht elementar plötzlich da ist, sondern als neuartige Beziehung über bis dahin entwickelte Funktionen entsteht, wenn weiterhin diese Entwicklung nicht rein relationstheo-

retisch zu begreifen ist, und wenn schließlich dagegen als eine Möglichkeit das nichtkombinatorische, elementarische Neue als Glied in einer Funktion zum Vorgefundenen begriffen werden kann, dann liegt es nahe, in der anderen Möglichkeit, nämlich Glieder nicht elementar, sondern selbst als Funktionen zu vermuten, das Eigentümliche formenanalytischen Vorgehens zu suchen. Ich will daher zwei Funktionen unterscheiden: „*elementar*“ sollen Funktionen heißen, in denen nicht weiter auflösbare Glieder, die also selbst nicht wieder Funktionen sind, angenommen werden, während „*relational*“ Funktionen heißen sollen, in denen die Glieder selbst aus Beziehungen bestehen, also Relationen oder Funktionen sind.

Nun werden bei der Analyse sozialer Formen nicht Funktionen erklärt, die Zellen oder Organe sind, wenn diese auch zuweilen wichtig sein mögen, sondern hier werden diejenigen Superfunktionen behandelt, welche eben das Soziale sind. In der Stufenfolge der Funktionen aus Funktionen werden bei der Analyse sozialer Formen nur Ausschnitte untersucht. Ein solcher Funktionenausschnitt ist relational-funktional, wenn in ihm keine elementarischen Qualitäten vorkommen, mögen auch in anderen Stufen elementare Funktionen sein. Wenn Sinn Geschichtliches konstituiert und elementar in Funktionen steht, dann ist Geschichtstheorie nicht vollständig relational-funktional begrifflich.

Die hier entwickelte Begriffsbildung ermöglicht nun die Hypothese, daß Formen bei MARX Relationen oder relationale Funktionen sind. Im sozialen Bereich sind Formen immer – unter der Voraussetzung dieser formenanalytischen Hypothese – relational-funktional. Daher ist es notwendig, bei der Analyse immer mehrere Ebenen anzugeben. Der oben erwähnte Schein, daß „Form“ ein Subsumtionsverhältnis bedeuten könnte, erhält von hier aus seine Aufklärung. Schneiderei und Weberei sind nicht für sich zu begreifende Funktionen, sondern spezifische Gliederungen von Arbeitsprozessen; daher sind sie Formen der Arbeit (s. o.).

Wenn MARX die sich entwickelnde Welt als sich umformende und neuförmende Formenwelt ansieht, von den Naturformen bis zu den Gesellschaftsformen, wie spiegelt sich diese Auf-

fassung in der Theorieproduktion? Was ist also einer Formenanalyse notwendig eigentümlich? MARX stellt zwei methodische Verfahren, die vermutlich zusammenhängen, heraus: 1. das Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten und 2. die Totalisierung. Nicht vom „vorgestellten Konkreten auf immer dünnere Abstrakta“ (Grundrisse: 21) solle man bei der Theoriearbeit kommen, sondern umgekehrt: „die Methode vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen“ sei „die Art für das Denken (. . .) sich das Konkrete anzueignen, es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren“ (Grundrisse: 22). Hierbei komme man nicht zu „einer chaotischen Vorstellung eines Ganzen“, sondern zu „einer reichen Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen“ (Grundrisse: 21). MARX verwendet wie das Wort „konkret“ auch das Wort „Totalität“ für Theoretisches und für gemeinte Sachverhalte (Grundrisse: 20–22. Dasselbe gilt für „Form“). Ein elementarer Faktor ist einfach zu konstatieren und in seinen Auswirkungen dann zu analysieren. Umgekehrt bei Formen als Totalitätssachverhalten: hier ist ein Sachverhalt erst begriffen, wenn man vermuten darf, daß problemadäquat die beteiligten Funktionen bestimmt worden sind. Formenanalyse bedarf also des so bestimmten theoretischen Totalisierens. Das theoretische Totalisieren wird um so weniger möglich, je konkreter ein Theoretisieren ansetzt, denn das mögliche Feld der Funktionsbegriffe zu einem Problem ist so nicht (kombinatorisch) entwickelbar; eine Bestimmung ist nicht durch Alternativen leicht kontrollierbar; was historisch spezifisch, wird so unter der Hand universalhistorisch und umgekehrt angesetzt (Grundrisse: 8f.) Von hier aus wird erklärlich, wieso man für totalisierendes Theoretisieren vom „Einfachsten zum Kombinierten aufsteigt“ (Grundrisse: 23). Formenanalyse bedient sich also einer Theorie, die dem relational-funktionalen Charakter der Formen entsprechend totalisierend und durch Aufsteigen vom Abstrakten zum kombinierten Konkreten produziert wird. (MARX scheint für die Darstellung der produzierten Theorie den umgekehrten Weg zu bevorzugen, da „der Leser, der mir überhaupt folgen will, sich entschließen muß, von dem einzelnen zum allgemeinen aufzusteigen“ (13: 7).)

MARX setzt mit seiner Theorie nicht so abstrakt wie ihm möglich an und konkretisiert dann

nicht so lange, bis er historisch-soziale Begriffe erhält. Der methodische Anspruch bleibt unerfüllt. Das könnte Mängel in der Theorie hervorgerufen haben. Jedoch ist ein solcher Verdacht erst entscheidbar, wenn der Konkretisierungsweg vom Abstrakten zum Konkreten für diesen Bereich durchlaufen worden ist. Welche spezifische Formung bringt das hervor, was MARX das „Ideelle“ nennt und das Bedingung für Arbeit ist (23: 193)? Welche Formbegriffe müssen also so angereichert und umkombiniert werden, daß diese den Begriff zum Ideellen ergeben? Welche Begriffe sind als Ausgang für den Kombinationsprozeß zu nehmen? Was konstituiert den Formbegriff? In welchem Verhältnis steht Form zur mathematisch-logischen Form?

Fehlen abstrakte Begriffserklärungen, sind alle konkreteren Bestimmungen, die aus den unklaren abstrakten Begriffen kombiniert werden, von diesem Mangel mitgeprägt. An einem Beispiel will ich das erläutern. Was meint MARX wenn er von Basis spricht, etwa in Bezug zum Überbau?

Auch hier, wie bei den anderen Problemen, ist es nützlich, sich nicht vom gegenwärtigen Literaturstand leiten zu lassen, sondern vielmehr die Marxtexte selbst zu untersuchen. Wie gebraucht MARX das Wort „Basis“? Einige Zitate sollen einen Eindruck vermitteln: 1. Von der Manufaktur schreibt MARX: „Das Handwerk bleibt die Basis. (. . .). Eben weil das handwerksmäßige Geschick so die Grundlage des Produktionsprozesses bleibt, wird jeder Arbeiter ausschließlich einer Teilfunktion angeeignet und seine Arbeitskraft in das lebenslängliche Organ dieser Teilfunktion verwandelt“ (23: 358/359). 2. „Die moderne Industrie betrachtet und behandelt die vorhandne Form eines Produktionsprozesses nie als definitiv. Ihre technische Basis ist daher revolutionär, während die aller früheren Produktionsweisen wesentlich konservativ war“ (23: 511). 3. „Der Grad und die Universalität der Entwicklung der Vermögen, worin diese Individualität möglich wird, setzt eben die Produktion auf der Basis der Tauschwerte voraus“ (Grundrisse: 79). 4. „Die bestimmte Form, worin sich die gesellschaftliche Arbeitszeit im Wert der Waren als bestimmend durchsetzt, hängt allerdings mit der Form der Arbeit als Lohnarbeit und der entsprechenden Form der Produktionsmittel

als Kapital insofern zusammen, als nur auf dieser Basis die Warenproduktion zur allgemeinen Form der Produktion wird“ (25: 889). 5. „Das Entwickelte gilt auf der Basis, welche überhaupt bisher die Basis unsrer Entwicklung war: daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden“ (25: 162). 6. „Was würde man von einem Chemiker denken, der, statt die wirklichen Gesetze des Stoffwechsels zu studieren und auf Basis derselben bestimmte Aufgaben zu lösen, den Stoffwechsel durch die „ewigen Ideen“ der „naturalité“ und der „affinité“ ummodellieren wollte?“ (23: 99/100, Anm. 38).

Die beiden letzten Beispiele machen deutlich, daß das Wort „Basis“ bei MARX nicht an spezifische Formen gebunden ist. Aus dem ersten Beispiel wird ersichtlich, daß das Wort „Basis“ auch durch „Grundlage“ ersetzt werden kann. Weiterhin kann das, was durch den Begriff ‚Basis‘ aufeinander bezogen gedacht werden soll, in dem selben Formbereich liegen: Handwerk als Basis für Manufaktur, technische Formen als Basis für moderne Industrie, Lohnarbeit und Kapital als Basis für die Allgemeinheit der Warenproduktion. Es ist also keineswegs so, daß der Basisbegriff bei MARX so verwendet wird, wie es für das gegenwärtige Bewußtsein über Marxismus wohl Allgemeingut ist, nämlich daß Basis das ökonomische System sei und das, was sich hierauf stützt, die juristischen und ideologischen Formen seien (Überbau); diese Bereiche werden auch durch den Begriff abgedeckt, nur ist er eben weiter. Man könnte nun einwenden, die Beispiele enthielten nicht den Begriff ‚Überbau‘. Allein, auch die ausdrückliche Funktion Basis/Überbau wird sogar nur für das ökonomische System verwendet, wie das folgende Beispiel beweist: „Das Kapital selbst, das man wirklich oder in der Meinung des Publikums besitzt, wird nur noch die Basis zum Kreditüberbau“ (25: 455). Anmerken will ich hierzu: das „Kreditsystem“ bildet „die Hauptbasis“ zur „allmählichen Verwandlung der kapitalistischen Privatunternehmungen in kapitalistische Aktiengesellschaften“ (25: 456) und damit „Übergangsform zu einer neuen Produktionsweise“ (25: 457). Man erkennt hier deutlich die Funktionalisierung: Etwas wird in bezug auf Anderes Überbau, nämlich Kredit in bezug auf Kapital in diesem Zusammenhang. Kredit seinerseits als Überbau fungiert in bezug auf Drittes als Basis.

Die Basis- oder Basis/Überbau-Funktion ist bei MARX also weder dichotomisch, denn Überbau kann selbst wieder Basis sein, noch auf bestimmte Bereiche fixiert, etwa auf das ökonomische System und die politisch-ideologische „Superstruktur“ (3: 36). Wie ist nun das Verhältnis Basis/Überbau näher zu charakterisieren? In der folgenden und immer wieder zitierten Textstelle ist von „erheben“, „bedingen“ und „bestimmen“ die Sprache: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt“ (13: 8/9). Auf der Basis soll sich ein Überbau entsprechend ‚erheben‘; das materielle Leben ‚bedingt‘ den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß (wenn Arbeit auch aus geistigen Kräften besteht, bedingt sie sich dann selber?); gesellschaftliches Sein ‚bestimmt‘ Bewußtsein der Menschen. Was meint „erheben“, „bedingen“ und „bestimmen“? Die Vieldeutigkeit des Wortes „bestimmen“ habe ich oben schon erörtert. Das Wort erheben scheint das Sinnfällige im Wort „Überbau“ nur anders auszudrücken, wird daher erst begrifflich durch die Deutung von „Überbau“ und nicht umgekehrt. Demgegenüber würde eine Klärung des Wortes „bedingen“ weiter helfen.

Das Wort „bedingen“ benutzt MARX häufig; hier einige Beispiele: 1. Jenseits des Reichs der Notwendigkeit beginnt das „wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung“ (25: 828). 2. „Austausch und Teilung der Arbeit bedingen sich wechselseitig“ (Grundrisse: 76). 3. „Die Natur der großen Industrie bedingt daher Wechsel der Arbeit, Fluß der Funktion, allseitige Beweglichkeit des Arbei-

ters“ (23: 511). 4. „Lassen sie sich endlich nieder, so wird es von verschiedenen äußerlichen, klimatischen, geographischen, physischen etc. Bedingungen sowohl, wie von ihrer besondern Naturanlage etc. abhängen – ihrem Stammcharakter –, wie mehr oder minder diese ursprüngliche Gemeinschaft modifiziert wird“ (Grundrisse: 376). Usw.

Im letzten Fall wird von äußeren Bedingungen und interner Abhängigkeit gesprochen. Davor bedingt ein Formkomplex (große Industrie) die Bestandteile (Wechsel der Arbeit, . . .). Im zweiten Fall bedingt sich etwas wechselseitig, wobei MARX einige Zeilen später ergänzt, daß „allseitige Abhängigkeit der Produzenten“ vorausgesetzt sei, wodurch sich das Bedingungsverhältnis aus der Abhängigkeit mit erklärt. Schließlich sei Verkürzung des Arbeitstages Grundbedingung für Freiheit. Die Verkürzung ist Grundbedingung. Ihre Verwirklichung ist nicht hinreichend, Freiheit hervorgerufen. Das eine (Freiheit) ist nicht ohne das andere (Verkürzung), das andere aber ohne das eine, aber auch beide können nicht sein. Will man unter „Kausalität“ eine Relation verstehen, in der u. a. immer, wenn das eine ist – so vielfältig es auch sein mag –, auch dann das andere ist und umgekehrt, dann bedeutet „bedingen“ kein Kausalverhältnis; denn Verkürzung des Arbeitstages ermöglicht nur Freiheit, ruft sie aber nicht hervor. „Große Industrie“ bedeutet einen Variablenkomplex, der Wechsel der Arbeit nicht bloß ermöglicht, sondern hervorruft. Es liegen also hiermit zwei grundverschiedene Bedeutungen zu „bedingen“ vor, abgesehen von den anderen Formen der wechselseitigen, der externen und internen Bedingungsverhältnisse.

Wenn Basis Überbau ermöglichen würde, dann wäre die Basis auch ohne Überbau bis zu einem gewissen Deformationsgrad möglich, aber der Überbau nicht ohne Basis, so wie Verkürzung des Arbeitstages Bedingung für Freiheit ist und mit deren Verschwinden auch Freiheit wegfiel, aber diese keineswegs bestimmend bedingte. Andererseits kann „bedingen“ auch bedeuten, daß Formen der Basis Formen des Überbaus immer hervorgerufen. Meinte letzteres MARX, als er folgenden Satz schrieb: „Worum es sich hier dreht, ist die Ursache und nicht die Wirkung, die ökonomische Grundlage, nicht der juristische Überbau“ (16: 367)? Es könnte auch

sein, daß „bedingen“ eine Variable für mehrere Arten von Existenzverhältnissen ist, deren Gemeinsamkeit darin liegen könnte, daß Etwas (Überbau) nur ist, wenn Anderes (Basis) auch ist. Wie dem auch sei, deutlich wurde, daß MARX hier nicht deutlich ist. Aber selbst wenn das Bedingungsverhältnis bestimmt worden wäre, läge noch immer nicht eine hinreichende Qualifizierung des Basis/Überbau-Verhältnisses vor.

Eine Formenanalyse, die vom Abstrakten zum Konkreten aufsteigt, muß im Abstrakten klar sein, denn da das Konkrete Kombination aus dem Abstrakten ist, kehrt das abstrakt Unklare in allen konkreten Analysen wieder. Es ist also nicht nebensächlich oder ‚bloß abstrakt‘, sondern höchst wichtig, eine Theorie abstrakter Formbestimmungen zu entwickeln, die solche formalen Begriffe wie ‚bedingen‘, ‚ermöglichen‘, ‚abhängen‘, ‚verursachen‘ usw. klären hilft.

Ich fasse zusammen: Natur und Gesellschaft sind bei MARX in ihrer konkreten Vielfalt Formen. Der Formwandel als Kombinationsprozeß wird theoretisch durch totalisierendes Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten erfaßt. Die Totalisierung hat ihren Grund in den relational-funktionalen Beziehungen der Formen. MARX verfährt theoretisch zwar totalisierend, hat aber seine Theorie für die vorgesellschaftlichen Begriffsbereiche nicht entwickelt, so daß die dort entstehenden Unklarheiten auf den konkreteren Stufen wiederkehren und auch zu falschen Theoriemustern geführt haben könnten.

Formalismus, Systemwissenschaft und Formenanalyse

Die oben gelieferte Interpretation wird von anderen Denkstilen aus bestritten werden, einmal von einem ontologisch-substantiellen Denkstil, zum anderen von einem formalistischen. Nur der letztere ist interessant, da er Systemwissenschaft gegenwärtig prägt; ich gehe daher auf den ersteren nur kurz ein.

Ich habe oben dargestellt, daß zum Beispiel Begriffe wie ‚Wert‘, ‚Gebrauchswert‘ oder ‚Arbeitsprozeß‘ Funktionsbegriffe sind. Ich werde weiter unten erörtern, daß der Formalismus formale Konzepte als nicht-empirisch oder zur empirischen (problemlösenden) Charakterisie-

rung nicht hinreichend ansieht. Formenanalytiker – wie etwa Marxisten – müssen (müssen) sich dagegen wenden, weil sie empirische und problemlösende Wissenschaft treiben wollen. Es bestehen zwei Möglichkeiten der Negation der Formenanalyse angesichts des herrschenden Formalismus: entweder man leugnet den funktionen- und relationenbezogenen Charakter von Formenanalysen, nimmt also die formalistische Behauptung ernst und sucht einen Ausweg, indem der Formenanalyse das Beziehungsanalytische abgesprochen wird. Oder aber man bestreitet, daß formale Begrifflichkeit formalistisch nicht-empirisch oder nicht charakterisierend sei. Da aber heute der Formalismus herrschende Wissenschaftsauffassung ist und daher der letztere Fall unwahrscheinlich wird, der beziehungsanalytische Charakter der Formenanalyse bei MARX bei jedem Eingehen auf den Text nachweisbar ist, bleibt schließlich noch die Möglichkeit, das Problem zu verschieben oder gänzlich zu verdrängen. Von hier aus wird erklärlich, wieso über MARX so viel geschrieben wird, aber nicht über sein formenanalytisches Vorgehen, das Fundament seiner Wissenschaftskonzeption. Einen Fall von Verschiebung meine ich bei F. HAUG zu entdecken, und der Fall der Leugnung auf der Basis ontologischer Regression wird von B. FORAGASI vertreten (über einen anderen Fall berichtet ZELENY 1968: 37f.).

B. FOGARASI (1955) schrieb: „Die Relationen gehen nach der Auffassung der Positivisten und Logistiker nicht aus den Dingen, Gegenständen hervor, sondern sind subjektive, vom Bewußtsein geschaffene Schöpfungen des Denkens“ (101). Und einige Zeilen weiter steht: „Die Logistiker sind bestrebt, den Relationen eine von der materiellen Welt unabhängige Existenz und Funktion zuzuschreiben. Demgegenüber hat Marx gelegentlich die materialistische Auffassung der Frage mit den knappen Worten glänzend zusammengefaßt, daß ‚Eigenschaften eines Dings nicht aus seinem Verhältnis zu andern Dingen entspringen, sich vielmehr in solchem Verhältnis nur betätigen‘ . . .“ (101). Die Bedeutung dieses Satzes widerspricht dem formenanalytische Vorgehen von MARX. Der Wert einer Ware ist z. B. nicht eine Eigenschaft des Dinges (23: 51). Als Träger von Wert, d. h. als abstraktes Ding in Bezug zur abstrakten Arbeit, ist das Ding Wert. Wäre das Ding aber nicht

auch konkret, wäre es nicht Wert: „Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein“ (23: 55). Als Wert hat das Ding die Eigenschaft (!) Arbeitsprodukt zu sein: „Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten“ (23: 52). Dies nur zur Erinnerung daran, wie kompliziert die Funktionenbestimmungen von MARX sind. Die täglichen Dinge sind zumeist Funktionen und Funktionsglieder. Etwas ist nicht Stuhl an sich, sondern nur in Bezug zu einem spezifischen Gebrauch. Etwas ist Ursache in bezug auf Wirkung usw.

Wie ist also die von FOGARASI zitierte MARX-stelle zu interpretieren? Ich vermute, daß vielleicht die vollständige Zitierung das Zitat für sich in Frage stellt: „Da aber Eigenschaften eines Dings nicht aus seinem Verhältnis zu andern Dingen entspringen, sich vielmehr in solchem Verhältnis nur betätigen, scheint auch der Rock seine Äquivalentform, seine Eigenschaft unmittelbarer Austauschbarkeit, ebenso sehr von Natur zu besitzen wie seine Eigenschaft schwer zu sein oder warm zu halten. Daher das Rätselhafte der Äquivalentform, das den bürgerlich rohen Blick des politischen Ökonomen erst schlägt, sobald diese Form ihm fertig gegenübertritt im Geld“ (23: 72). Ich interpretiere die Stelle umgekehrt wie FOGARASI: Das Rätselhafte der Äquivalentform rührt daher, daß man annimmt, Eigenschaften eines Dings könnten nicht aus seinem Verhältnis zu Anderem kommen (Fetischismusproblem). Den ‚bürgerlich rohen Blick‘, so nehme ich an, hat der Marxist-Leninist B. FOGARASI. Da aber der Satz bei MARX nicht im Konjunktiv steht, mag FOGARASI recht haben, nur stände dann das Vorgehen von MARX im Widerspruch zu dieser zitierten Stelle. Obwohl FOGARASI an späterer Stelle (S. 104) objektive Relationen annahm – auch wenn er sie zuvor gut ontologisch als sekundär einschätzte –, stellte er hier subjektiv geduteter Relation fälschlich substantielle Eigenschaften gegenüber.

F. HAUG (1974) ist einer der wenigen Autoren, der das Formproblem explizit stellt: „Um die Frage nach der Möglichkeit der Formanalyse und ihrer Leistung beantwortbar zu machen, muß man sich zunächst mit dem Formbegriff beschäftigen“ (152). HAUG hebt hervor, „daß

es gerade die Formanalyse ist, was den Unterschied seiner Kritik zur bürgerlichen Ökonomie am schärfsten markiert“ (152). HAUG macht nach dieser Feststellung einen Exkurs in die Geschichte des Formbegriffs und in den Sprachgebrauch des Alltags. In der Geschichte erkennt er, daß Form „als das Ewige, Unveränderliche, Vorbildliche respektiert“ (155) worden sei, und im Alltag sieht er den Formbegriff durch Worte wie „Formalitäten“ und „gute Formen“ verankert (155). Schließlich habe die Theorie der formalen Logik das „Ewige, unveränderlich Starre, Präexistente“ (156) hervorgehoben.

HAUG untersucht nur nicht den Sprachgebrauch bei MARX. Der Exkurs in Geschichte und Alltag kann hierdurch irreführen. Statt einer allgemeinen Untersuchung der Formenanalyse bei MARX findet man bei HAUG eine Verschiebung des Formproblems. HAUG wendet sich nach seinen Exkursen sofort der Wertform bei MARX zu. Das so eingengegte Formproblem wird nun bei HAUG im Sinne der Tradition interpretiert. „Die Form, mit deren Analyse wir es hier zu tun haben, ist die einfache Wertform $x \text{ Ware A} = y \text{ Ware B}$. In der Tat gibt es auch hier Anlaß festzuhalten, daß die Form offensichtlich das Starre ist“ (156). Und etwas später ergänzt HAUG, indem er der Wertform als „Starrs, Invariantes“ die Stoffe der Waren gegenüberstellt: „So scheint also die Voraussetzung bestätigt, daß diese Form, $x \text{ Ware A} = y \text{ Ware B}$, etwas Starrs, Invariantes ist, die Stoffe „A“ und „B“ allerdings wechseln beständig im Rahmen dieser Form. Immer andere Arbeitsprodukte werden einander in dieser Form entgegengesetzt; sie wechseln auch historisch, ganz neue Gebrauchsgüter werden entdeckt, entwickelt. Aber an der Form ändert sich eben seit Homers Zeiten oder noch Tausenden von Jahren vorher nichts. Nur die Stoffe wechseln“ (157).

HAUG dichotomisiert; MARX nicht. Ein Tisch etwa ist spezifische Form: „Die Form des Holzes z. B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht“ (23: 85). Der Tisch als Form ist ‚Stoff der Wertform‘, sobald er als Ware auftritt; und als ‚Stoff‘ ist er Form in der Form. Darüber sieht HAUG traditionsgeleitet hinweg, wie überhaupt über die mannigfachen Formen, die in dieser Arbeit diskutiert worden sind. Da HAUG MARX den traditionellen

Formbegriff unterstellt, kann er das revolutionär Neue der Formenanalyse nicht begreifen.

Der Marxismus-Leninismus bevorzugt unmarxistisch Inhalt vor Form: „Im Verhältnis von Inhalt und Form kommt dem Inhalt der Primat zu. Die Form wird vom Inhalt bestimmt“ (GROPP 1970: 134). Das ermöglicht ihm eine fragwürdige Abgrenzung von Kybernetik: „Die Begriffe der Kybernetik sind Abstraktionen von außerordentlich hohem Allgemeingrad; von Klassen, von Klassenkampf usw. wird hier abstrahiert“ (KLAUS 1974: 120). KLAUS behauptet dies ohne Prüfung und Versuch. Das Formproblem wird nicht diskutiert, nur beiläufig erwähnt: „Ein altes philosophisches Kategorienpaar, das auch im dialektischen Materialismus eine Rolle spielt, ist das Verhältnis von Form und Inhalt. Dieses Verhältnis wird in der Kybernetik nicht behandelt“ (128). Hier ist zu fragen: in welcher Kybernetik? Die Kybernetik gibt es nicht. Später erfährt man, warum für KLAUS das Kategorienpaar nur im dialektischen Materialismus, nicht aber in seiner Kybernetik-Konzeption eine Rolle spielt: „Es ist nicht leicht zu sagen, und zwar genau zu sagen, was man unter Form und was man unter Inhalt eines Dinges zu verstehen hat“ (151). Das Formproblem wird von KLAUS verdrängt, obgleich er Kybernetik in die Nähe von Mathematik und Logik rückt (1965: 34ff.) und diese als formal einschätzt (1966: 42 u. 126/127 u. Kapitel I). Diese Verdrängung ermöglicht die Behauptung: „Es gibt also keine etwaige Gesellschaftskybernetik, die den historischen Materialismus und den wissenschaftlichen Sozialismus ersetzen könnte“ (120). Die mögliche Relativierung durch Kybernetik wird hier abgewehrt durch Dichotomisierung von Form und Inhalt. Ob Kybernetik soziale Sachverhalte charakterisierend erfassen kann, wird nicht mehr geprüft. Die Dichotomisierung verhindert somit mögliche neue Problemlösungen, was als eine besondere Art der Dogmatisierung einzuschätzen ist. Solche Argumentationen zeigen die Schwierigkeiten, welche einer Einschätzung der Systemwissenschaft und besonders Kybernetik im Wege stehen.

Dichotomisierung von Form und Inhalt ist Kennzeichen heutiger Systemwissenschaften (s. o. die Problemstellung). Die Systembegriffe selbst werden formal gedacht (LOH 1972:

30 ff.). Sie liegen auf derselben Abstraktionsstufe wie der oben zitierte Formbegriff von MARX. Systemwissenschaften behandeln das Gemeinsame verschiedenartiger Gebiete. So werden Regelkreise in der Technik, Biologie und den Sozialwissenschaften untersucht. Das Spezifische, was diese Regelkreise zu sozialen, biologischen oder technischen macht, sei systemtheoretisch nicht faßbar. Für die Richtung der General Systems Theory wird dieser Sachverhalt zur Methode: „The key here is the search for isomorphism among real-world phenomena for these, when identified, permit the development of explanatory models or allegories via analogy-building“ (SUTHERLAND 1973: 20). Systemwissenschaft bietet Vergleichsgrundlagen für analoge Sachverhalte. Die Vergleiche ermöglichenden abstrakten Systembegriffe werden den formal-operationalen Wissenschaften zugerechnet (STACHOWIAK 1969: 127f). „*Formalismus*“ soll diejenige Auffassung genannt werden, welche meint, daß formale Konzepte nicht zur hinreichenden oder problemadäquaten Erfassung von Sachverhalten durch erkennende Systeme genügen können. Eine Kritik des Formalismus der Systemwissenschaften, die Formkonzepte als abstrakt, d. h. dann: sachlich und praktisch wenig relevant, wenn nicht irreführend, einschätzt, steht selbst noch unter dem Formalismus des kritisierten Gegenstandes (GUTZMANN/LOH 1975).

Der Formalismus wird gegenwärtig von der mathematisch-logischen Grundlagenrichtung des Kalkülismus getragen, der oft selbst auch „*Formalismus*“ genannt wird. Der gegenwärtige Kalkülismus ist aus der Grundlagenkrise der Mathematik (THIEL 1972), die seit Anfang dieses Jahrhunderts andauert, hervorgegangen. Er ist der Versuch, verschiedenartigste Positionen pluralistisch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, nämlich die Kalküle, wie immer man diese auch deuten mag. Der Streit der verschiedenartigen Richtungen hatte die Gemeinsamkeiten in Gefahr gebracht und Mathematik und Logik in Teilen ‚unexakt‘ erscheinen lassen: „Durch die Entwicklung der Logik in den letzten Jahrzehnten hat sich jedoch immer deutlicher herausgestellt, daß sie nur dann exakt betrieben werden kann, wenn sie sich nicht auf die Urteile (Gedanken oder Gedankeninhalte) bezieht, sondern auf die sprach-

lichen Ausdrücke, insbesondere die Sätze. Nur in bezug auf diese lassen sich scharfe Regeln aufstellen“ (CARNAP 1968: 1).

Hierdurch verschiebt sich der Sinn des Formalen. Form gehört nun nicht mehr einem vorgegebenen platonischen Sein (FREGE) oder apriorisch reiner Anschauung und den apriorischen Kategorien an (KANT), auch wird Form nicht empirisch durch Abstraktion (MARX/ENGELS) bestimmt, sondern Form gibt es als Objekt oder Objektermöglichkeit nicht mehr, denn das würde ja den Deutungsbezug und damit die Differenzen wieder entstehen lassen. Form wird zum Formalen eines Zeichensystems interobjektiviert: „Formal soll eine Theorie, eine Regel, eine Definition od. dgl. heißen, wenn in ihr auf die Bedeutung der Zeichen (z. B. der Wörter) und auf den Sinn der Ausdrücke (z. B. der Sätze) nicht Bezug genommen wird, sondern nur auf Art und Reihenfolge der Zeichen, aus denen die Ausdrücke aufgebaut sind“ (CARNAP 1968: 1). Der Gegenstandsbezug ist verloren: „1. Die reine Mathematik, d. h. der Logik-Mathematikalkül, bezieht sich zunächst auf gar keinen Gegenstand. 2. Die Frage nach der sog. mathematischen Existenz ist gegenstandslos, sobald man den Rahmen des bloßen Kalküls nicht verläßt“ (DUBISLAV 1932: 63).

Die sogenannten ‚reinen‘ Formwissenschaften sind hier vor aller empirischen Erfahrung. Sie sind weder empirisch, noch absolut apriorisch, sondern relativ apriorisch (ESSLER 1972: 275), weil die Wahl der Kalküle offen steht. Hierdurch wird das Formproblem von Empirie getrennt. Formale Wissenschaften liefern strukturelle Vorgaben für die sprachliche Darstellung empirischer Wissenschaften. Die empirischen Wissenschaften liefern den Inhalt. Form und Inhalt sind dichotomisiert. Formale Konzepte können nicht mehr als hinreichend für empirische Charakterisierung vermutet werden. Kommen solche Vermutungen doch auf, denkt man an Idealismus oder Ontologie, weil die Möglichkeit empirisch orientierter Formwissenschaft seit HUSSERLS (1968) Angriff im Jahre 1900 auf den Psychologismus oder allgemeiner: Naturalismus verdrängt wird.

Vor diesem Hintergrund ist das heutige Selbstverständnis der Systemwissenschaften einzu-

schätzen. Wenn FRANK (1966) Kybernetik als „kalkülisierende Theorie“ (101) begreift, dann wird verständlich, daß OPP (1970) meint, Kybernetik nütze empirischer Sozialwissenschaft wenig: „Ein Kalkül besteht definitionsgemäß zunächst aus einer Menge von Zeichen, die nichts bedeuten“ (8), „das Regelkreisschema ist ein teilweise interpretierter Kalkül“ (11), also: „Da das Regelkreisschema (. . .) keine empirische Theorie ist, können mit ihm auch keinerlei soziale Tatbestände erklärt oder vorausgesagt werden“ (14). Der pluralistische Kalkülismus versteht sich zwar als antidogmatisch, aber diese Argumentation von OPP ist dogmatisch, weil sie nicht darauf reflektiert, daß es einen Grundlagenstreit in der Mathematik (und damit verdeckt auch in der Logik) gibt, der bis heute nicht entschieden ist. Zwar ist der Kalkülismus vorherrschend, aber das ist ein sozialer Sachverhalt, der wissenschaftssoziologisch einzuschätzen wäre.

Dieser Dogmatismus im Schutze herrschender Meinung reicht so weit, daß in einer Bemerkung zu dem Buch des Autors (LOH 1972) GRIMM (1974) den Vorwurf erhebt: „Diese Konfundierung des Charakters und der möglichen Leistung von erfahrungswissenschaftlichen Theorien einerseits und der Logik und Mathematik andererseits, führt dann auch folgerichtig zu der Behauptung Lohs, Logik und Mathematik könnten, sofern sie „kybernetisch zu fassen“ seien, ohne Handlungsbegriffe nicht aufgebaut werden (S. 113, Anmerkung 26)“ (163) und: „Loh (. . .) vertritt dann den heute etwas seltsam anmutenden Standpunkt, Mathematik und Logik könnten nicht als Wissenschaften angesehen werden, die nicht-kognitiver Natur seien (S. 30)“ (162/163); wie kann konfundiert werden, wenn ausdrücklich die kalkülistische Position zurückgewiesen wird? Wieso kann es ein Argument sein, einen „seltsam anmutenden Standpunkt“ zu vertreten? Wird ein solcher Standpunkt erst wegen seltsam, wenn man reputierliche Stimmen zitiert? : Dieser seltsame Standpunkt kommt vorsichtig bei BERNAYS (1968) zum Ausdruck. KALMAR vermutet gar: „To regard mathematics as a science in need of an empirical foundation will give rise to new problems in the empirical Foundations of Mathematics. I guess that research on these problems will

be one of the main avenues of research in the future, if not the main avenue“ (KALMAR 1972/1993). Den Grundlagenstreit kann man verdrängen und hierauf seine Position aufbauen, doch argumentiert man dann nicht mehr. Da der gegenwärtige Kalkülismus nicht-empirisch ist, also formale Konzepte von Erfahrung trennt, ist er formalistisch, weil diese nicht zur hinreichenden empirischen Charakterisierung genutzt werden können.

Ich komme somit zur Gegenüberstellung von Formenanalyse und gegenwärtiger formalistischer Systemwissenschaft. In der formalistischen Systemwissenschaft werden die formalen Konzepte dazu benutzt, die gemeinsamen Strukturen und Prozesse verschiedener Gebiete festzustellen. Demgegenüber versucht Formenanalyse auch die Inhalte der jeweiligen Gebiete empirisch und formal durch totalisierende Bestimmungen zu charakterisieren. Formenanalyse beruht auf der Möglichkeit empirischer Begründung von Logik und Mathematik. Formalistische Systemwissenschaft stützt sich gegenwärtig auf ein kalkülisches Verständnis von Mathematik und Logik. Formenanalyse und Systemwissenschaft ist ihr Formproblem gemeinsam. Systemwissenschaft kann von Formenanalyse benutzt werden, weil beiden das Formproblem gemeinsam ist. Wenn jedoch die Inhalte der Systemwissenschaft nicht formal charakterisiert werden, etwa Sinn und Handlung, dann kann das schädliche Folgen auch für die formale Behandlung haben, so daß Formenanalyse Systemwissenschaft nur kritisch übernehmen kann, sofern die Sachverhalte Formen sind und nicht elementar-afomal. Fortschritt der Formenanalyse bringt den Formalismus der Systemwissenschaft in eine Krise. Man könnte Formenanalyse als „nicht-formalistische Systemwissenschaft“ bezeichnen. Die Theorie von MARX ist, soweit ich sehe, der erste Versuch einer empirisch bezogenen nicht-formalistischen Systemwissenschaft. Genauso wie verschiedene formalistische Systemtheorien wirklich sind, sind auch verschiedene formenanalytische Theorien möglich. Der Formalist, der sich auf MARX beruft, steht vor einem Dilemma: entweder muß er den Formalismus aufgeben oder die Theorie von MARX deformieren. Der gegenwärtige Marxismus-Leninismus ist formalistisch.

Literatur

- AFANASJEW, W. G., 1969: Wissenschaftliche Leitung der Gesellschaft. Berlin.
- ALTHUSSER, L. und BALIBAR, E., 1972: Das Kapital lesen, Bd. 1 und Bd. 2. Reinbek bei Hamburg.
- BERNAYS, P., 1968: Bemerkungen zur Philosophie der Mathematik. Aus: Internat. Kongr. f. Philos. Wien. Bd. III.
- BERTALANFFY, L. v., 1973: General System Theory. Harmondsworth.
- CARNAP, R., 1968: Logische Syntax der Sprache. Wien–New York.
- DOMIN, G., H. H. LANFERMANN, R. MOCEK, D. PÄLIKE, 1973: Bürgerliche Wissenschaftstheorie und ideologischer Klassenkampf. Berlin.
- DUBISLAV, W., 1932: Die Philosophie der Mathematik in der Gegenwart. Berlin.
- ESSLER, W. K., 1972: Analytische Philosophie I. Stuttgart.
- FOGARASI, B., 1955: Logik. Berlin.
- FRANK, H., 1966: Kybernetik und Philosophie. Berlin.
- GRIMM, K., 1974: Niklas Luhmanns „soziologische Aufklärung“. Hamburg.
- GROPP, R. O., 1970: Grundlagen des dialektischen Materialismus. Berlin.
- GUTZMANN, G., W. LOH, 1975: Formalistische Kritik an kybernetischer Sozialwissenschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 27 (2).
- HAUG, W. F., 1974: Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital“. Köln.
- HUSSERL, E., 1968: Logische Untersuchungen. Tübingen.
- KALMAR, L., 1972: Foundations of Mathematics – Whither Now? In: Problems in the Philosophy of Mathematics. Amsterdam–London. Ed. by I. Lakatos.
- KANT, I., 1956: Kritik der reinen Vernunft. Wiesbaden.
- KLAUS, G., 1965: Kybernetik in philosophischer Sicht. Berlin.
- KLAUS, G., 1966: Moderne Logik. Berlin.
- KLAUS, G. 1974: Rationalität-Integration-Information. München.
- KLAUS, G., H. LIEBSCHER, 1973: Modernismus oder Wissenschaft. Deutsche Zeitschr. f. Phil. 21. Jg.
- KLAUS, G., H. LIEBSCHER, 1974: Systeme, Informationen, Strategien. Berlin.
- LOH, W., 1972: Kritik der Theorieproduktion von N. Luhmann und Ansätze für eine kybernetische Alternative. Frankfurt.
- LUHMANN, N., 1970: Soziologische Aufklärung. Köln und Opladen.
- LUHMANN, N., 1971: Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, von J. Habermas und N. Luhmann. Frankfurt.
- MARX, K., 1956ff.: Karl Marx – Friedrich Engels. Werke. Berlin. (Zitiert wird n. Bd. Nr.).
- MARX, K. o. J.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Frankfurt–Wien. (Zitiert als Grundrisse.)
- MARX, K., 1968: Mathematische Manuskripte. Moskau.
- OPP, K.-D., 1970: Kybernetik und Soziologie. Neuwied und Berlin.
- PARSONS, T., 1975: Gesellschaften. Frankfurt.
- ROSENTHAL, M. M., 1969: Die dialektische Methode der politischen Ökonomie von Karl Marx. Berlin.
- SCHMID, G., 1974: Funktionsanalyse und politische Theorie. Düsseldorf 1974.
- STACHOWIAK, H., 1969: Denken und Erkennen im kybernetischen Modell. Wien–New York.
- STACHOWIAK, H., 1973: Allgemeine Modelltheorie. Wien–New York.
- STIEHLER, G. 1971: System und Widerspruch. Berlin.
- SUTHERLAND, J. W., 1973: A General Systems Philosophy for the Social and Behavioral Sciences. New York.
- THIEL, Chr., 1972: Grundlagenkrise und Grundlagenstreit. Meisenheim am Glan.
- ZELENY, J., 1968: Die Wissenschaftslogik und das „Kapital“. Frankfurt–Wien.

Anschrift des Verfassers:
Dipl.-Soz. WERNER LOH
1 Berlin 19, Angerburger Allee 23